

Skizze einer Willenstheorie.

Von

G. SIMMEL.

Die Entwicklung des bewußten und vernunftmäßigen Willens, sowohl in der Gattung wie im Individuum, läßt man in der Regel von dem „Trieb“, als ihrer ersten Stufe, ausgehen. Dieselbe Kraft, die sich im Willen darstellt, scheint ihre primitivste Äußerung als Trieb zu gewinnen. Jedenfalls ist die Einsicht in das Wesen des Triebes eine Brücke zum Verständnis des Willens.

Der Trieb erscheint uns als die Ursache bestimmter Handlungen, der Geschlechtstrieb als Ursache der Begattung, der Ernährungstrieb als Ursache des Aufsuchens und Aneignens der Nahrung. Um diese Vorstellung zu prüfen, mache man sich zunächst klar, daß z. B. die Aufnahme der Nahrung, ja selbst die Nahrungssuche, auf die der Trieb führen soll, stattfinden können und auf niederen Stufen thatsächlich stattfinden, ohne daß der psychische Vorgang des Triebes dabei vorausgesetzt werden darf, z. B. bei der Ernährung des Embryos, bei Meertieren, denen die Nahrung zufießt, bei der Atmung, die doch auch als eine Ernährung anzusehen ist und erst, wenn sie einmal behindert ist, als Trieb bewußt wird. Wenn zur physischen Erhaltung eines Wesens Ernährung nötig ist, so sorgt die natürliche Zweckmäßigkeit, die allenthalben die Bedürfnisse und Funktionen der Organe in Übereinstimmung gebracht hat, schon dafür, daß das Aufsuchen und Aufnehmen der Nahrung stattfindet. Bei gewissen niederen Meertieren, z. B. den Radiolarien, geht die Körpermasse abwechselnd in eine Anzahl von Fäden auseinander, die sich hin- und herbewegen. Kommt nun zufällig ein verdaulicher Stoff in Berührung mit diesen, so umschließen sie ihn sofort, wie durch

einen präzise wirkenden Mechanismus, und ziehen ihn in sich ein. Die kausale Reihe, die von dem Mangelzustand des Protoplasmas zu der Assimilierung der Nahrung führt, ist wenigstens in den Anfangsstadien der Entwicklung offenbar eine rein physische; das Schlußglied wird vom Anfangsgliede aus durch so unabwendbare, organische Notwendigkeit herbeigeführt, daß ich nicht sehe, weshalb man noch die psychische Vermittelung eines empfundenen „Triebes“ in sie einzusetzen brauchte. Gerade aus der oft unglaublichen Feinheit und Komplikation der Mafsregeln zum Ergreifen der Nahrung, die wir schon bei ganz tiefstehenden Wesen antreffen, scheint mir zu folgen, daß sie nicht aus psychischen Ursachen entspringen, sondern aus derselben physiologischen Zweckmäßigkeit, die auch die höchst zusammengesetzten Mechanismen der Verdauung und der Atmung zu stande gebracht hat. Der Hungerzustand — garnicht einmal das Hungergefühl — könnte rein reflektorisch jene Bewegungen veranlaßt haben, die bei den niederen Tieren auf den Nahrungserwerb hingehen, wie der Körper ja unzählige Male auf seine — empfundenen oder unempfundenen — Zustände hin die unter diesen Umständen zweckmäßigsten Bewegungen vollzieht, ohne daß wir noch einen besonderen, auf diese gerichteten „Trieb“ dazwischenschöben. An die gegebene physiologische Beschaffenheit knüpft sich die Bewegung zur Erlangung dessen, was den Körper wieder restituiert, wie sich an den Sauerstoffmangel im Blut die Atembewegung heftet, während weder der Ausgangspunkt noch der Fortgang des Prozesses eines Bewußtseins bedürfen.

An diesem Punkte kreuzen sich mehrere erkenntnistheoretische und psychologische Interessen. Zunächst spielt das allgemeine, durch die Entdeckung der Erhaltung der Energie so sehr erschwerte Problem hinein: ob überhaupt psychische Vorgänge die zureichende Ursache von körperlichen Vorgängen sein können. Diese Frage, die das Fundament aller Willenstheorien affiziert, richtet sich zunächst gegen den Trieb, und zwar um so ernster, als naturalistische und also mit dem Anspruch besonderer Exaktheit auftretende Anschauungsweisen gerade in der Zurückführung des Handelns auf „Triebe“ exzellieren. Es ist ferner zu fragen, ob der Begriff des Triebes, ganz abgesehen von dieser psychophysischen Schwierigkeit, ein in sich haltbarer ist, d. h. ob eine bestimmte Phänomenengruppe

wirklich nur mit Hülfe dieses Begriffes zu klassifizieren oder zu verstehen ist. Endlich, wenn es sich zeigen sollte, daß man denselben überhaupt aussparen kann, ist zu fragen, welches denn die realen psychologischen Vorgänge sind, die man, in der irrigen Meinung, damit etwas zu erklären, unter ihn zusammenzufassen pflegt.

Übergehen wir zunächst das erstgenannte Problem und fragen nur, was denn damit gewonnen ist, wenn ich die Bewegung eines Tieres auf seine Beute zu als Erfolg des Nahrungstriebes bezeichne? Nicht mehr, als wenn überhaupt eine Bewegung durch Setzung einer auf sie gerichteten Kraft für erklärt gelten soll! Gegeben ist in Wirklichkeit ein Gefühl und eine Handlung. Das erstere, rein als psychische Thatsächlichkeit betrachtet, ist ein immanenter Zustand, eine in sich geschlossene Einheit. Wenn es dennoch über sich hinauszuweisen scheint, wenn der Trieb sozusagen nicht bloße Gegenwart ist, wie das Gefühl doch sonst, so ist die Zukunftsbeziehung, die über das Gefühl als aktuellen Bewußtseinsinhalt noch hinausgeht, nur ein zu diesem letzteren durch reflektierendes Bewußtsein hinzugesetzter Bestandteil; gerade dieser aber ist es, der als Ursache die nachfolgende Bewegung erklären soll. Der entscheidende Punkt liegt in der Beseitigung des teleologischen Momentes im Triebe: darin, daß in die einfache Kausalkette zwischen einem Mangelzustand und den Abhülfsbewegungen nicht noch ein Glied hineininterpretiert werde, das diese letzteren schon in irgend einer Form antizipierend in sich enthält. Es wird damit, von der Seite der Ursache gesehen, in feinerer Form derselbe Fehler begangen, als wenn man in dem Samenkorne außer der bestimmten Qualifikation und Lagerung seiner Moleküle noch einen „Trieb“ zum Wachsen, oder in den Materienmassen einen „Trieb“, sich einander zu nähern, erblicken wollte; von der Seite der Folge dasselbe, als wenn man das Sprechen durch einen besonderen Sprachtrieb, die Wegfindung der Wandervögel durch einen Orientierungssinn oder das logische Denken durch die Kraft der Vernunft erklärt glaubt. Gewiß geht sehr vielen Aktionen ein gewisses Gefühl voran; daß dieses Gefühl aber außer seinem konkreten Bewußtseinsinhalt noch eine Art speziellen Hinweises auf die darauf folgende That enthalten soll, daß über seine bloß kausale Entwicklung, durch die es sich prinzipiell von keiner

anderen psychologischen Konstellation unterscheidet, noch eine teleologische bestehen soll, daß, mit einem Wort, in den „Trieb“ genannten Gefühlen die Zukunft noch in anderer Weise liege, als überhaupt in jedem gegebenen Moment einer Kausalreihe ihre Zukunft liegt, — das ist ein Rest jener populären Metaphysik, die, aus Anthropomorphismus und naivem Kausalbedürfnis hervorgegangen, von dem Sprachgebrauch her der Wissenschaft vererbt ist. Der Ernährungstrieb drückt nur die Thatsache aus, daß wir uns ernähren und die dazu erforderlichen Handlungen vornehmen, und daß dies doch wohl eine Ursache haben muß; was diese Ursache aber sei, wird dadurch, daß wir einen ad hoc angenommenen Trieb davorsetzen und mit den thatsächlich vorhergehenden Gefühlszuständen für identisch erklären, noch in keiner Weise erkannt.

Wichtiger aber als diese Überlegung, nach der der „Trieb“ methodologisch auf derselben Stufe steht, wie die „Seelenvermögen“, ist die Frage, was denn nun der mit ihm bezeichnete psychologische Zustand ist, und worin sein empirisch unleugbarer Zusammenhang mit den nach ihm eintretenden Aktionen besteht. Ich glaube — wenngleich diese Ansicht zunächst als absolute Paradoxie erscheinen muß —, daß der sog. „Trieb“ überhaupt nicht der Handlung vorausgeht, sondern die Bewußtseinsseite oder -folge der schon beginnenden Handlung ist. Die äußerlich erscheinende Handlung allerdings tritt erst nach dem Triebe ein; allein sie selbst ist erst die Folge tiefer gelegener Innervationsvorgänge und beginnt mit Ansätzen, die nicht selbst schon sichtbar sind, wohl aber schon psychische Reflexe auslösen können. Wenn wir uns zu einer Handlung getrieben fühlen, so haben offenbar die Innervationen, welche zu ihr führen, schon begonnen, und das Gefühl des Getriebenwerdens ist die Bewußtseinsfolge oder psychische Begleiterscheinung der allmählich frei werdenden, nach dieser Seite hin gehenden Spannkräfte. Die Empfindung der Passivität, des Affiziertwerdens, die wir dem Triebe gegenüber haben, giebt Anweisung darauf, daß er uns sozusagen schon eine Thatsache mitteilt. Ich habe an einem anderen Orte (*Einführung in die Moralwissenschaft I*, 247—249) aus Thatsachen des unmittelbaren Bewußtseins deduziert, daß zwischen dem Triebe und der That keine scharfe Grenze existiert, daß beides Stationen einer und derselben Entwicklung sind. Gerade die

letzte Vornahme und das wirkliche Thun, so hatte ich dort gesagt, erfolgt oft gewissermaßen mechanisch, — als ein nicht mehr aufzuhaltendes Weiterrollen der einmal entfesselten inneren Bewegung, die das Bewußtsein mehr mitansieht und über sich ergehen läßt, als daß es sich jetzt noch als die bewegende Kraft fühlte. Dies ist der bloß psychologisch-ethische Thatbestand; er wird aber erst dadurch verständlich, daß der Trieb, als Bewußtseinsinhalt, die Empfindungsseite der beginnenden Handlung ist, der Bewußtseinsreflex der schon stattfindenden Innervation zu derselben. Wenn der Trieb schon für einen Teil der That gilt — wie Jesus das Begehren nach des Nächsten Weib als Ehebruch bezeichnet —, so ist dies der ganz richtige Ausdruck dafür, daß er wirklich das seelische Zeichen für den Beginn derselben ist, unbeschadet dessen, daß ihre Fortsetzung bis zur konstatierbaren Realisierung hier, wie bei allen anderen Entwicklungsreihen, unzählige Male durch gegenwirkende Kräfte verhindert sein kann. Wenn man zwischen Mangelzustand und Abhülfsbewegung noch den Trieb als vermittelnde Kraft eingeschoben hat, so liegt dieser falschen Hypostase doch das richtige Gefühl zu Grunde, daß der Beginn der motorischen Vorgänge vor ihrer ersten Sichtbarkeit liegt, und daß ihre reale Ursache dieser unmittelbar vorhergehende Innervationszustand ist, dessen psychisches Signal dann das Triebgefühl bildet. Ganz ebenso liegt es bei den repulsiven Trieben des Abscheus und der Abwehr. Diese kommen so zu stande, daß irgend ein Eindruck das Tier trifft, dem sich weiter auszusetzen demselben verderblich wäre. Die organische Zweckmäßigkeit wird also solche Eindrücke mit Fluchtbewegungen assoziiert haben, und der Fluchttrieb ist nichts anderes, als das Gefühl des Beginnes dieser Bewegung — gerade wie der Geschlechtstrieb nichts anderes ist, als das Gefühl derjenigen Reizung vasomotorischer Nerven, die den wirklichen Geschlechtsakt einleiten.

Weil der Trieb nicht vor der Handlung überhaupt liegt, sondern das Gefühl ihres Beginnes ist, darum wird er auch ganz besonders stark bewußt, wenn der Weg zu dem definitiven Ziele ein längerer ist, also bei eintretenden Hindernissen des Thuns, während er ebenso begreiflich erlischt, wenn die Handlung dauernd behindert und unterdrückt wird — denn dies zerstört schließlich den Mechanismus, der sonst von dem

bestimmten Zustände aus die Innervation zur Abhülfsbewegung bewirkt, und mit ihm natürlich auch seine psychische Abspiegelung; darum auch kommt „der Appetit beim Essen“, darum bilden sich Triebe zu Dingen, die wir oft thun — weil diese eben gleichsam von selbst ihre Verwirklichung beginnen, auf die leiseste Anregung hin wenigstens die Anfangsglieder derselben abrollen lassen und diese als Trieb zur Handlung empfunden werden. Darum knüpft sich auch an den Trieb schon ein Teil der Lust, die die schließliche Handlung begleitet — nicht aus dem Triebe, der selbst nur ein Gefühlszustand ist, entsteht sie, aber sie ist mit ihm gleichzeitig, weil der Trieb selbst schon aus einem Teile der Handlung hervorgeht, der pro rata an der der Gesamthandlung entsprechenden Lust partizipiert. Und weil es eben nur der Ansatz der Handlung ist, der dem Triebe entspricht, darum empfinden wir diesen meistens als etwas Unbestimmtes, Allgemeines, dessen spezielle Richtung auf diesen oder jenen Gegenstand sich erst im Laufe seiner Entwicklung näher bestimmt, und der seine Befriedigung auch an sehr verschiedenen Gegenständen finden kann — denn der Beginn der Handlung, die erste Innervation, ist selbst noch unbestimmt, keimhaft und läßt einer Mannigfaltigkeit möglicher Richtungen und Bestimmungen Raum.

Wenn nun selbst gegenüber denjenigen Vorgängen, die der Erscheinung nach ein unmittelbares Umsetzen des Triebgeföhles in Handlung zeigen, meine Vermutung plausibel klänge, die jenes Gefühl als den Bewußtseinsreflex des noch nicht sichtbaren inneren Stadiums der Handlung deutet — so scheint der eigentliche „Wille“ in eine ganz andere Kategorie zu gehören. Denn ihn charakterisiert gerade das Fehlen jener Unmittelbarkeit zwischen psychischem Impuls und psychischer Handlung, infolgederen man beim Triebe allerdings den einen direkt als den psychisch gespiegelten Anfang der anderen ansprechen konnte: unzähliges wollen wir, was wir doch nicht thun; anderes, was wir wollen, thun wir zwar, aber doch nicht in unmittelbarer Fortsetzung dieses Willens, sondern nach langem Aufschub; entgegengesetzte Wollungen treten zu gleicher Zeit und oft mit gleicher Kraft in uns auf, deren ebenso gleichzeitige Realisierungen gerade physisch unmöglich wären; endlich — was schon gegen die obige Trieblehre gilt — thun wir vieles, was oft Willensvorsatz ist, unter Umständen auch

völlig mechanisch, ohne irgend ein vorhergehendes Bewußtsein, und es wäre unverständlich, wieso die physisch ganz gleiche Handlung einmal mit, einmal ohne Willen abliefe, wenn dieser wirklich nichts anderes wäre, als die Bewußtseinsseite eines Teiles dieser Handlung.

Alle diese Bedenken gegen die Möglichkeit, unter dem Willen zu einer Handlung die als Gefühl zurückschlagende Innervation zu dieser Handlung zu verstehen, erleichtern sich, sobald man den reinen, wirklichen Begriff des Willens von jenen anderen psychischen Vorgängen scheidet, die nur willensartig gefärbt sind. Jene Vorstellung, daß man Dinge wollen könne, die man dann doch nicht thut, ist gerade von dem Standpunkte der hergebrachten Psychologie, die im Wollen eine spezifische Energie der Psyche sieht, nicht haltbar. Denn angenommen, ich wollte jetzt eine bestimmte Aktion, nähme sie aber doch nicht vor, so würde in anderen Fällen, wo ich sie thatsächlich vornehme, noch eine weitere Kraft erforderlich sein, die erst zum Wollen hinzuträte, um es in die Handlung überzuführen — eine Kraft, die eben nicht Wollen wäre, weil dieses sich ja, der Voraussetzung nach, schon vorher vollkommen entfaltet hatte. Die Verselbständigung des Willens gegenüber der Realisierungshandlung macht gerade denjenigen Zweck illusorisch, um dessentwillen man den Willen zu einer besonderen psychischen Kraft gemacht hatte, nämlich an ihm eine zureichende Ursache des Handelns zu gewinnen. Denn, wenn bei vorhandenem Willen die Handlung bald eintreten, bald nicht eintreten kann, so folgt, daß nicht er, sondern irgend eine andere Potenz die eigentliche Ursache der Handlung ist. Soll der Wille überhaupt die Ursache des Handelns sein, so muß auch die ausnahmslose Unmittelbarkeit des allgemeinen Verhältnisses zwischen Ursache und Wirkung zwischen ihnen bestehen. Dagegen ist natürlich kein Einwand, daß wir vieles, das wir wollen, doch erst nach langer Zeit realisieren. Dann bezieht sich eben der jetzige, d. h. wirkliche Willensakt nicht auf jene Handlung, sondern auf das Aufschieben oder auf das Vorbereiten derselben, und sie selbst taucht nicht unter der Kategorie des unmittelbaren Wollens, sondern nur des Wunsches oder der Möglichkeit auf. Dasjenige hingegen, was ich nicht nur wünsche, ersehne, hoffe, vorbereite, sondern was ich thun will, das thue ich auch unmittelbar, weil ich sonst ja eben

nicht dies, sondern etwas anderes gewollt hätte. Die Zeitdifferenz zwischen dem Willen und der Aktion, die seinen Inhalt bildet, besteht also nur durch ungenaue Begriffe und würde kein Hindernis ausmachen, den Willen als das Gefühl zu definieren, das den Beginn der — irgendwie, aber jedenfalls nicht durch den Willen veranlafsten — Handlung begleitet.

Nimmt man dies an, so bieten auch die sonstigen scheinbaren Zusammenhangslosigkeiten zwischen Wollen und Handeln keine erheblichen Schwierigkeiten. Jener physische Vorgang, der, in seinen frühesten Stadien als Willensgefühl zurückschlagend, sich in die Aktion fortsetzt, braucht nicht immer so weit vorzuschreiten. Er kann, gerade wie jede andere physische Bewegung, auf jener ersten Stufe Halt machen, sei es, weil die in ihm enthaltene Energie von vornherein nicht weiter reichte, sei es, weil ihm Hindernisse und Ableitungen begegnen, die er nicht überwinden kann. Der Anfang aber ist uns inzwischen als Wille zum Bewußtsein gekommen. Ebenso verständlich sind jene gleichzeitigen und verschieden gerichteten Wollungen, deren Existenz in uns — trotz aller vorgeblichen „Einheit des Willens“ — ebenso unzweifelhaft ist, wie die Unmöglichkeit ihrer gleichzeitigen Ausführung. Dies ist genau nach Analogie des Vorganges in einem physischen System zu denken, in dem zwei gleichzeitige Bewegungen an verschiedenen Stellen derart entstehen, daß sie bei gleich gerichteter ununterbrochener Fortsetzung sich begegnen und gegenseitig paralisieren müssten, bzw. jede ihre Fortsetzung über einen gewissen Punkt hinaus nur unter der Voraussetzung finden kann, daß die andere irgendwie abgelenkt oder aufgehoben wird. Denkt man sich nun den Willen als das psychische Korrelat des Anfangsstadiums der Handlung, so ist es durchaus widerspruchlos, daß zwei derartige Anfänge, also auch zwei Willensakte, unabhängig von einander eintreten, deren Fortsetzungen in die Aktion bis zu dem Augenblick der äußeren Sichtbarkeit hin doch als gleichzeitige unmöglich wären. Und endlich ist auch die umgekehrte Erscheinung: die mechanische Vornahme einer Handlung ohne irgend einen bewußten Willen, aber ohne irgend einen wahrnehmbaren Unterschied gegen dieselbe, wenn sie unter Mitwirkung des Willens vollbracht wird — auch diese ist mit der vorgeschlagenen Deutung des Willens vereinbar, wenn man bedenkt, daß die Erregung des Gefühles

durch den Innervationsakt doch jedenfalls noch von anderen hinzutretenden oder vorgefundenen Bedingungen mit abhängig ist. Die Gesamtbedingungen für das Entstehen eines Bewusstseins sind jedenfalls keine stetigen Funktionen jenes Innervationsvorganges; sie können bei seinem Ablauf vorhanden oder partiell abwesend sein und so den der äußeren Aktion vorhergehenden bewußten Willen bald ermöglichen, bald ausschließen. Daß diese Bewußtheit des Willens insbesondere bei neuen Bewegungen auftritt und sich im Maße ihrer Wiederholung und Gewohnheit verliert, kann man sich auch durch die Thatsache näher bringen, daß jede ungewohnte Bewegung einen ganzen Komplex eigentlich nicht dazugehöriger Mitbewegungen mit sich zu tragen pflegt; bei jeder noch nicht gewohnten Bewegung eines Fingers pflegt sich die ganze Hand, einer Hand der ganze Arm, ja, bei allgemeiner Ungeschicklichkeit oft der ganze Körper mitzubewegen, und erst die Wiederholung der Bewegung schaltet jene assoziativ miterregten Begleitaktionen durch feinere Differenzierung aus. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß jener weit um sich greifende Komplex von Bewegungen das bewußte Innervationsgefühl, d. h. den Willen, eher und kräftiger erregen wird, als die später übrig bleibende, zirkumskripte Bewegung für sich allein es vermag. — Übrigens ist gerade diese Mechanisierung der ursprünglich willensmäßigen Handlungen ein Argument zu Gunsten der hier vorgetragenen Theorie, die den Willen in ein bloßes psychisches Mitklingen mit der in sich geschlossenen, in dem Handeln mündenden physischen Reihe verlegt. Diese Reihe muß auch bei rein mechanisch gewordenem Thun vollständig sein, denn sonst, d. h. beim Fehlen eines Gliedes der Kausalkette, würde es zu ihrem Endeffekt, der Handlung, nicht kommen können. Folglich wird dasjenige, was fortgefallen ist, nämlich der Wille, kein Kausalmoment für die Handlung selbst gewesen sein. Es ist nur das Spiegelbild eines solchen, durch welches dieses sich dem Bewußtsein kundgab und das deshalb für das Bewußtsein an die betreffende Stelle der Kausalkette eintrat.

Diese Vorstellung vom Wesen des Willens könnte nur für die primären Fälle einer einfachen Folge von Wille und Handlung unmittelbare Anschaulichkeit beanspruchen. Nur in diesen, wo eine Kette physischer Wirkungen von einem zurückliegenden Anfangsgliede bis zu der vollendeten Handlung läuft,

scheint man, indem man die Handlung eben schon mit jener ersten Innervation beginnen läßt, ohne allzu grofse Paradoxie sagen zu können, dafs in der Anschauung zwar das Handeln dem Wollen, in Wirklichkeit aber das Wollen dem Handeln folgt. Schwieriger aber erscheint dies in Anwendung auf dasjenige Wollen, das, obgleich es alle inneren Merkmale desselben trägt, dennoch nicht ein Thun-Wollen ist: wenn also jemand z. B. reich werden will, ohne im Augenblick dieses Bewußtseins schon irgend eine bestimmte Aktion zu beabsichtigen. Ein solches Wollen kann das äußerste Mafs von Stärke und Leidenschaftlichkeit erreichen, ohne dafs immer eine Handlung auftaucht, als deren Anfangsstadium es zu deuten wäre. Dies fällt nicht unter den vorhin zurückgewiesenen Einwurf bezüglich aufgeschobener Handlungen; denn in diesem Falle handelte es sich nur um eine ungenaue Ausdrucksweise: es wurde thatsächlich gewollt und unmittelbar gehandelt, nur dafs man das Wollen, da sein momentaner Inhalt als blofses Mittel kein Interesse beanspruchte, auf das Endglied der Reihe bezog, das, genau genommen, eben jetzt noch nicht gewollt wurde, so dafs die scheinbare Trennung des Wollens vom Handeln thatsächlich garnicht vorlag. Hier ist vielmehr die Frage: lassen sich jene Seelenvorgänge, die keinem realisierenden Handeln direkt vorangehen, aber zweifellos einen willensartigen Charakter tragen, mit der Vorstellung vom Wollen vereinigen, die dieses als das Gefühl des Beginnes der Handlung verstehen will? Denn wenn ich auch vorhin das Wünschen und Ersehnen vom Wollen unterschied, um zunächst einmal den fundamentalen Begriff desselben klarzustellen, so entbindet diese begriffstechnische Scheidung nicht von der Verpflichtung, zu erklären, worin denn die zweifellose psychologische Verwandtschaft dieser begrifflich getrennten Erscheinungen besteht.

Zwei Beobachtungen scheinen mir die Brücke zwischen dem vorhin aufgestellten Willensbegriff und diesen Wollungen ohne jegliche direkte Aktion zu schlagen. Zuerst, dafs die letzteren auf den unteren Stufen der geistigen Entwicklung überhaupt nicht vorkommen, auf diesen vielmehr — beim Kinde, in relativem Mafse auch bei dem tiefstehenden Menschen — jedem als willensartig zu bezeichnenden Vorgang auch sofort eine Handlung folgt: das Kind kann nichts verlangen, ohne

die Hand danach auszustrecken, also zugleich das Ergreifen einzuleiten; je weiter wir in der Reihe der Willenserscheinungen zurückgehen, desto unmittelbarer, schliesslich garnicht mehr zeitlich trennbar, schliesst sich Wollen und Handeln aneinander. Zweitens, das auch auf den höheren Stufen, wo der Wille sich von der Unmittelbarkeit der Aktion emanzipiert und zum Wunsche, zu thatlosem Begehren, entferntester Zielsetzung sublimiert hat, dies sich nicht auf einzelne, konkrete Ziele zu beziehen pflegt, die überhaupt mit einer einzelnen Handlung zu erreichen wären, sondern auf allgemeinere oder vielseitige Zustände, Objekte, Begriffe. Aus diesen Thatsachen scheint mir hervorzugehen, das das Wollen, das nicht zugleich Handeln ist, überhaupt ein sekundäres und zusammengesetztes psychologisches Gebilde ist, das es gar keine elementare Funktion darstellt, sondern durch eine Synthese einfacherer, tiefer liegender Vorgänge erklärt werden muss. Ist dies aber der Fall, so sehe ich kein Hindernis, den Willenston solcher, im engeren Sinne unpraktischer Vorstellungen in mit-schwebenden Innervationsempfindungen bestehen zu lassen. Es lässt sich wohl denken, das vielgliedrige Vorstellungen, — d. h. entweder abstrakte oder weit in die Zukunft hinein projizierte, deren Stadien oder Vorbedingungen mit ihr mitklingen, — eine grosse Anzahl von Innervationen der oben beschriebenen Art mit sich bringen, deren keine zur Aktion gelangt, die aber zusammen ein grosses Quantum von Willensgefühl auslösen. Ist gerade durch unsere Anfügung des Willens an den Aktionsprozess selbst die Möglichkeit gegeben, das Vorkommen eines echten Willens ohne folgende Handlung zu verstehen, so sind nun auch jene Erscheinungen des Sehnsens, Verlangens, Wünschens in ihrer Verwandtschaft mit dem Wollen durchsichtig, sobald man sich nur den komplexen Charakter ihrer Inhalte gegenüber den einfachen des direkten Wollens klar macht. Vermöge dieses vereinigen sie die Nicht-Aktivität — die aus der ihrer einzelnen Momente für sich hervorgeht — mit der Möglichkeit sehr leidenschaftlichen Wollensgefühles — das sich aus der Summe des Wollens jener zusammensetzt.

Auch die Erscheinungen der pathologischen Willenslosigkeit, der Abulie, widersprechen dieser Auffassung des Willens nicht. Es werden Fälle berichtet, in denen bei völliger Gesund-

heit des Empfindungs- und Denkvermögens und völliger Abwesenheit konstatierbarer physischer Störungen dem Patienten die Willensfähigkeit abhanden gekommen ist; er kann sich nicht entschließen, die einfachsten Handlungen vorzunehmen, z. B. sich umzukleiden oder die Treppe hinunterzugehen, obgleich er es zu thun wünscht und über seine Schwäche in Verzweiflung gerät. Die Abulie besteht möglicherweise aus einer Lähmung derjenigen Hirnpartien, von welchen die Innervationen zu den betreffenden Handlungen ausgehen. Es kann deshalb weder zu der Handlung noch zu dem Willen zu ihr kommen, der nach unserer Theorie ja nur das Gefühl der jetzt eben fehlenden Innervation ist; die Vorstellung, daß die Handlung nicht geschieht, weil der Wille dazu fehlt, entsteht daraus, daß der Wille thatsächlich das psychische Signal der realen Vorbedingung der sichtbaren Handlung ist. Wenn neben dieser Willenslosigkeit dennoch ein Wunsch, gleichsam der kraftlose Schemen des Willens auftritt, so mag dies daher kommen, daß jener Gehirnprozeß, dessen Gefühlsseite den Willen bedeutet, nicht in seinem ganzen Verlaufe gelähmt ist; irgend ein Teilchen seiner Kraft mag durch die physische Anregung, die ihn normalerweise ganz und gar entfesseln würde, in Funktion kommen und so das ihm entsprechende Willensgefühl erzeugen, dem freilich ebensoviel daran fehlt, der ganze Wille zur That zu sein, wie seinem physiologischen Substrate daran fehlt, die ganze Innervation zu derselben zu sein. Wenn nun berichtet wird, daß durch besondere Willensanstrengung und Lebhaftigkeit des Wunsches die Patienten dieser Schwäche Herr werden und wieder wollen können, so ist der reale Vorgang der, daß die Lähmung aus irgend welchen physiologischen Gründen behoben wird; die nun von neuem mögliche Innervation stellt sich im Bewußtsein als Wille dar, wird aber, da sie erst in ihrem späteren Entwicklungsstadium in die sichtbare Erscheinung tritt, ihrerseits für die Folge des bewußten Willens gehalten. Der Wille hat nicht die physische Innormalität überwunden, sondern umgekehrt, die normale physische Funktion, die sich wiederhergestellt hat, spiegelt sich als Willensgefühl. Die besondere Anstrengung und Kraft, die sich der Patient in diesem Falle aufzuwenden bewußt ist, ist der gewöhnliche Gefühlserfolg von lange nicht geübten Bewegungen, deren einzelne Stadien noch nicht selbstverständlich koordiniert sind

und deshalb dem Bewußtsein stärkere einzelne Anstöße und Anstrengungsgefühle bereiten. Die gewöhnliche Vorstellung solcher Fälle von „Rettung aus eigener Kraft“ konstruiert einen Willen zum Willen, der sich sozusagen am eigenen Schopfe aus dem Sumpfe zieht; damit wird keine Erklärung, sondern nur eine Zurückschiebung des Problems auf eine gleichbenannte und gleich fragwürdige höhere Instanz bewirkt. — In analoger Weise erklärt sich die Anstrengung, mit der wir einen schwierigen Denk- oder Erinnerungsprozeß vollziehen. Der entsprechende physische Prozeß geht eben vor sich, und in dem Maße, in dem seine Stadien vor der schließlichen Erreichung des Resultates ungewohnte, noch nicht gebahnte Kombinationen darstellen, erregen sie jenes Bewußtsein, das wir als angestregten Willen bezeichnen. Je gewohnter eine Innervationsreihe ist, desto weniger „Wille“ ist für sie erforderlich, bis sie schließlich ganz ohne Willen, d. h. auf den leisesten Anstoß hin, „rein mechanisch“, abrollt. Vorher schon ist die früher dazu erforderte Anstrengung verschwunden, die sich so als eine bloße Intensifikation, ein bloßes Plus des gewöhnlichen Wollens darstellt.

Indem so dem Willen der Charakter als spezifische Energie der Psyche genommen wird, erhält auch die psychologische Beschreibung der willensmäßigen Vorgänge eine viel größere Freiheit, sich den Nuancierungen des inneren Thatbestandes anzuschließen, als die Einheitlichkeit und begriffliche Stetigkeit jedes spezifischen „Willens“ ihr läßt. Wenn ich einen Trunk thun oder einen Freund wiedersehen will, wenn ich auf einen Anspruch verzichten oder mich auf eine vergessene Tatsache besinnen will — so entspricht der Gleichheit des Wortes Wollen keineswegs eine solche der psychischen Vorgänge, die es bezeichnen soll. In Bezug auf das „Haben“ oder Besitzen ist diese Biagsamkeit der psychischen Funktion unmittelbar einzusehen. Der Besitz ist, wie ich a. a. O. (II. S. 248) ausgeführt habe, ein psychologisches Phänomen, eine auf Sachvorstellungen bezügliche Gefühlskategorie, die je nach ihrem Inhalte sich auch formal sehr verschieden darstellt: in ganz anderem Sinne besitze ich einen Freund, als ein Haus, in ganz anderem Sinne ist mein Kind „mein“, als der Beruf oder das Vaterland mein ist. Es wäre ein durchaus fälschender Schematismus, wollte man sich das Besitzen als eine stets gleiche

Funktion vorstellen, die, mit dem mannigfaltigsten Inhalt erfüllt, doch als solche immer die gleiche bliebe. Das Haben von Verschiedenem ist psychologisch ein verschiedenes Haben, und es ist von vornherein wahrscheinlich, daß jenes Vorstadium, jene ideelle Antizipation des Habens, die wir Wollen nennen, seinen Inhalten ebenso schmiegsam, ebensowenig durch eigene spezifische Eigenschaften präjudiziert entgegenkommen werde. Will man schon das trivialste und das abstrakteste, das dumpf-instinktive und das energisch-klare Wollen mit ebendemselben Begriff bezeichnen, so muß man diesen wenigstens mit so wenig Eigeninhalt wie möglich ausstatten. Je mehr spezifische, dem übrigen Seeleninhalt gegenüber scharf charakterisierte Qualitäten der „Wille“ hat, desto mehr erscheint er als „immer derselbe“, und desto schwieriger ist es, seine Einheitlichkeit mit der unendlichen inhaltlichen und funktionellen Verschiedenheit seiner Erscheinungen zu versöhnen. Ich halte es deshalb für das Zweckmäßigste, von seinem einfachsten und leersten Begriff auszugehen: daß er die Ursache des Handelns ist. Nun ist aber sicher die einzige exakt anzunehmende Ursache jedes in die Erscheinung tretenden Handelns der vorhergehende cerebrale, bzw. nervöse Prozeß, an den jenes sich anschließt und von dem es die in ihm enthaltene Energie und Richtung bezieht. Wenn wir also die psychische Willenserscheinung als die Bewußtseinsseite oder den Gefühlsreflex eben jener, die Handlung physisch veranlassenden Vorgänge deuten, so haben wir uns von jener weitesten und einfachsten Definition gerade nur so weit entfernt, wie es das methodische Prinzip: physische Bewegung immer nur aus physischer abzuleiten, verlangt. Jede Definition, die den Willen als eine Seelenenergie *sui generis* festlegt, beschränkt der Psychologie die Vorurteilsfreiheit, mit der sie all die unendlichen Nuancierungen in Inhalt und Form der willensartigen Prozesse beschreiben sollte.

Das ungeheure Problem, wie das Verhältnis zwischen physischen und psychischen Prozessen zu deuten sei, ohne die durch das Gesetz von der Erhaltung der Energie geforderte rein physische Veranlassung physischer Effekte zu durchbrechen — wird wohl prinzipiell erst durch eine der Zukunft vorbehaltene Vorstellung vom Wesen des Psychischen gelöst werden. Inzwischen kann man den Einzelproblemen dieses Gebietes gegenüber nur versuchen, das unmittelbar sich dar-

bietende Durcheinander beider Reihen durch Deutung so zu ordnen, daß jede so lange wie möglich reinlich für sich bleibt. Soweit wie jeder derartige Versuch gelingt, hat man sich der Widerspruchslosigkeit im Verhältnis der Reihen genähert. In diesem bloß relativen Sinne ist die hier vorgeschlagene Vermutung gemeint, den Willen, der unmittelbar als psychische Ursache physischen Handelns erscheint, aus der zu dem letzteren führenden Reihe ganz auszuschalten und ihn als bloßen, sozusagen nebenhergehenden Gefühlsreflex eines Stadiums des innerkörperlichen Innervationsprozesses des Handelns zu deuten.
